

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Leuchts Spuren

Warum braucht Kultur
das Christentum?

HERDER The logo consists of a large, stylized number '4' with a smaller '5' integrated into its lower right curve, representing the 150th anniversary of the publisher Herder.

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg im Breisgau
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Gestaltungssaal, Rohrdorf
Umschlagmotiv: Albrecht Dürer, Kopf mit
lockigem Haar (1521), mauritius images / ARTGEN /
Alamy / Alamy Stock Photos
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN (Print) 978-3-451-60156-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84044-9
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-84043-2

Inhaltsverzeichnis

Warum braucht Kultur das Christentum?	
Einführung	7

Leuchtspuren

Im Spielraum der Geschlechter:	
die Männlichkeit Jesu	17
Das göttliche Kind. Von Wahrheit und Mythos . .	28
Fleisch und Blut.	
Leib ist der Lieblingsweg der Gnade	39
Verschwinden oder Auferstehen?	
Vorahnungen des Sieges Christi	49
Kann man Gott essen? Und trinken?	57

Kirche – lauter Fragezeichen?

Von Maria 2.0 zu den Priesterinnen?	
Ein Gang durch ein Minenfeld	73
Heilige Kirche?	
Noch ein Gang durch ein Minenfeld	86
Und trotzdem: Kirche als Ort des Heiligen?	95
Erwacht die Kirche in den Seelen?	
Manchmal ausgerechnet in der Nacht	110

Die Heiligen und die Ungeheilten

„Freudensprung der Natur“: die Heiligen	119
Welche Frau hat schon Gott geboren?	
Zum Magnificat	125
Porträt eines Unbekannten: Wer ist Joseph?	136
Magdalena. Das Wunder der Verwandlung	142
Was macht das Zeugnis des Zeugen aus?	
Zum Martyrium der Verworfenen	148
Die Wunde des Ungeheilten.	
Ein Blick auf Friedrich Nietzsche	155

Ich – meine größte Frage. Kleine Antworten

Das Rätsel Liebe: Verstehen wir es wirklich?	175
Das Tabu: mein Tod	179
Das Leben: Habe oder Gabe?	
Zur Löschung der Erbsünde	183
Verzeihung des Unverzeihlichen?	
Absolution gibt es nur im Absoluten	187
Ich – meine größte Frage	192
Anmerkungen	197

Warum braucht Kultur das Christentum? Einführung

Die neue Anklage: Nein zum Leben

Der geistige Horizont des letzten Jahrhunderts hat etwas verwüstet: die grundsätzliche Zustimmung zum Dasein. Welt wurde zuvor noch weithin als Schöpfung verstanden und war durch den Schöpfer selbst nicht nur schön und geordnet, sondern auch heilig. Das Heilige war greifbar, tastbar, fühlbar im irdischen Stoff – nicht einfach „geistig“. Aber wenn das Heilige schwindet, wird die Welt leer. Angeblich fehlt heute auch nichts, wenn Gott fehlt. So ist die Welt gedanklich vielfach wieder „wüst und leer“ wie im Anfang, *tohu wa bohu*.

Doch kann man üben, mit anderen Augen zu sehen. „Natürlich“ trägt die Welt den Glanz Seiner Herrlichkeit: Auf ihr ruht der Schein des göttlichen Willens, dass sie sei. Das Heilige im Dasein wieder zu entschlüsseln, das ist Aufgabe dieses Buches. Ebenso „natürlich“ gibt es den Bruch im Dasein, das Zerstörte und weiter Zerstörende. Auch das stellt die Aufgabe, es versuchshalber zu deuten – und vor allem: es zu entmachen.

Denn seit Langem wird das Dasein gedanklich angeschwärzt oder vergleichgültigt. Für nicht wenige Vor-denker heißt Denken, die Gesamtheit der Welt in ein vorgängiges Nichts zurückzuschicken. Im Nichts soll die Schöpfung ausdrücklich zusammen mit dem Schöpfer, sollen das Ich, überhaupt jede Gestalt, aber auch das Denken selbst verschwinden. „Auf den Gipfeln der Ver-

zweiflung“, „Die verfehlte Schöpfung“, „Vom Nachteil, geboren zu sein“, „Lehre vom Zerfall“ waren Buchtitel schon vor dreißig Jahren.¹ Heute ist es die „letzte Generation“ (Ist es ein Triumph? Ist es eine Klage?), die das Abtreten des Menschen von der Bühne fordert und Geburten verweigert.

Heilung gäbe es nur mit dem Löschen des verzweifelten Ich – welches Glück aber folgt auf das Löschen, auf die Delete-Taste? Offenbar das kannibalische Glück, von einem Urzustand eingesogen zu werden. Gottfried Benn sagt es entlarvend: „O daß wir unsre Ururahnen wären. / Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.“² Alles zurückdrehen?

Die ersehnte Rückkehr in ein flutendes „Vor-Ich“ lässt den Denkanstoß erraten: Es ist die altindische Theorie einer ziellosen Weltentstehung und ebenso ziellosen Weltauflösung und -neubildung. Eine unendliche kosmische Entstehung wiederholt sich im kreisläufigen Dasein des Menschen und ebenso der Pflanzen und Tiere. Dasein ist brennendes Leid: Alle Wesen existieren vereinzelt in Raum und Zeit; erst der Tod ist der große Löser, um in den Weltgrund zurückzusinken – um dann freilich aus ihm erneut schmerzhaft aufzutauchen. Sterben ist Rücknahme von Eigenheit und Eigensinn; Leben ist Leiden an Eigenheit und Eigensinn. Und der Mensch steigert noch diesen Un-Sinn: Mithilfe seiner Vernunft macht er sich zum Herrn über anderes Dasein. Er setzt seinen Egoismus durch, ängstigt und bedrängt die anderen Wesen, versteht das eigene Ich als alles beherrschende Wirklichkeit. Ethisch gesehen muss er deswegen den Willen zum Leben verneinen, allerdings nicht durch Selbstmord, sondern in einer schwer zu erkämpfenden Bewusstseinshaltung: allem zu entsagen.

„Die Welt ist ‚Samsara‘, ewige, verfluchte Wiederkehr alles Gleichen, des immer gehegten Durstes (tr̥ṣṇa,

christlich: Konkupiszenz), dessen Befriedigung durch Endliches neuen, ärgeren Durst erweckt (...): der Durst selbst muß vernichtet und überstiegen werden in die volle ‚Leidenschaftslosigkeit‘ allem Weltlichen gegenüber.“³ Durst, Wirklichkeit, Leid und Ich sind derselbe immer wirksame Trug der bunten Oberfläche der Welt, der *maya*. Erst im Nichtsein, im Nirwana, wird der Trug der *maya* gelöscht, einschließlich des eigenen Ich: Das Begehren stirbt mit dem Begehrenden. Nicht wird der Durst gestillt, sondern die Quelle des Durstes versiegt. Die große Erkenntnis des Buddha spricht vom notwendigen Vertrocknen des Kreislaufs von Bedürfnis und Stillen, um in das leidenslose, leidenschaftslose Glück einzugehen: „Und was, o Mönche, ist die edle Wahrheit von der Aufhebung des Leidens? Es ist ebendieses Durstes Aufhebung durch (seine) restlose Vernichtung; (es ist) das Aufgeben (des Durstes), der Verzicht (auf ihn), die Loslösung (von ihm, seine) Beseitigung.“⁴

So geht es um das Beenden jedes Begehrens, vor allem um die Löschung von Liebe und Zeugung. Grundübung wird „die ‚Erlösung des Herzens‘“ von seiner Sehnsucht, „nicht des Herzens positive Beseligung“⁵. „Liebe“ gibt es nur in einer Art von geduldigem Mitleid mit den Schicksalsgenossen, die im selben unwirklichen Wahn stecken. Immerwährende Übung ist die Lösung des „Begierdebandes, das uns an die Welt knüpft“⁶. Zu diesem Begierdeband gehört ausdrücklich die Liebe.

Hinter der Anklage gegen die Liebe steckt die Anklage gegen das Leben überhaupt. Damit wechselt der Angeklagte: Vor Gericht steht nicht mehr der Schöpfer (den es „nicht mehr gibt“). Vor Gericht steht der Mensch, aber mit ihm das Leben selbst, vor allem die Fähigkeit zu zeugen. Um es begrifflich auszudrücken: Schon seit längerer Zeit vollzieht sich ein gedanklicher Wechsel von der Theodizee zur Anthropodizee und Biodizee. Unver-

hohlen will heute eine Ideologie die Natur vom Menschen befreien.

„Wir alle haben sie geerbt, die Unfähigkeit, bei sich zu bleiben, von welcher der Schöpfer eine so bedauerliche Demonstration geboten hat: Zeugen, das heißt, auf andere Weise, in anderer Größenordnung das Unternehmen fortsetzen, das seinen Namen trägt, es heißt, aus beklagenswerter Nachäffung seiner ‚Schöpfung‘ etwas hinzufügen. Ohne den von ihm gegebenen Impuls würde das Bedürfnis, die Kette der Wesen zu verlängern, nicht bestehen, noch auch die Notwendigkeit, die Umtriebe des Fleisches zu unterschreiben. Jedes Gebären ist verdächtig; die Engel sind dazu glücklicherweise unfähig, denn die Fortsetzung des Lebens ist den Gefallenen vorbehalten.“⁷

In der Weigerung, anderen das Leben zu gönnen, wirkt das mythische Grundgefühl nach, das Leben werde gewoben von blinden und bösen Mächten, denen niemand entinnen könne – außer durch Selbstabdankung.

Aber: Diese Verneinung kommt über die Haltung des Schmarotzers nicht hinaus – wie der Kahn, der sich vom Ufer abstößt, seine Kraft zum Abstoß dem Ufer verdankt. Heute ist kein unschuldiger, bewusstloser Rückzug in das sechste vorchristliche Jahrhundert des Buddha mehr möglich. Was damals das Zeichen der „Flucht“ aus dem ausweglosen Kreisen sinnloser Welten, endloser Wiedergeburten und Wiedertode trug, trägt heute das Zeichen der Gegenwehr: gegen eine biblisch durchdachte zielhafte Vollendung des Ganzen und ein darin aufleuchtendes einmaliges Ich. Diese letzte Zielrichtung (und noch viel mehr) ist durch „den Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) sichtbar geworden – als große Alternative zum Sturz ins Leere. Wenn es Weg, Wahrheit, Leben nicht geben darf, geben soll, sind auch die Kräfte, um dorthin zu gelangen, vermindert. Statt-

dessen wiederholen sich die Nietzsche-Züge des Einsamen, des Selbstverächters, des Unbefriedigten, ohne wirklich neu zu sein. Das Glück der ertrotzten Freiheit stellt sich nicht ein.

Die Ur-Gabe: das Leben

Eine derart zum Nichts drängende Sicht steht in krassem Gegensatz zu einer radikal gedachten Selbstaufdeckung des Lebens: Das Leben ist *Gabe*. Diese größte aller Gaben zeigt sich gerade nicht als Verhängnis, sondern als treibende Mitgift: ins Dasein geschickt zu sein.

Dem Wiederöffnen der Augen dient dieses Nachdenken. Europa scheint heute des Christentums in seiner herkömmlichen Gestalt und Sprache müde. Aber ohne den Anstoß des Christentums verschwinden ganze Wirklichkeitsbereiche aus dem Blick. Profanierung ist leicht und immer möglich und wird auch immer langweilig. Durch Nicht-sehen-Wollen erlischt bald die Sehkraft selbst.

Das heißt im Umkehrschluss: Glauben wie Denken erfassen den Geheimnischarakter der Welt. Schon jede lebendige Mücke ist größer als ihr Begriff. „Der Sinn des Staunens ist doch die Erfahrung, dass die Welt tiefer, großräumiger, geheimnisreicher ist, als es dem Alltagsverstand erscheint. Die innere Richtung des Staunens erfüllt sich im Sinn für das Geheimnis. Die innere Richtung des Staunens zielt nicht auf die Hervorrufung des Zweifels, sondern auf die Weckung der Erkenntnis, dass das Sein als Sein unbegreiflich und geheimnisvoll ist (...)“⁸

Entscheidend kommt hinzu: Zum Geheimnis des Wirklichen gehört gerade sein *offenes* Daliegen. Vor aller Augen, in aller Helle sind die Dinge unbegreiflich,

wunderbar, staunenswert, unerschöpflich großartig im Kleinsten wie im Größten. Astro- und Nanophysik geben davon einen Schimmer.

Allerdings muss man dafür trainieren: das sinnliche, aber auch das geistige Auge. Solches Schauen ist sachbezogen. Staunend sind die Dinge der Schöpfung wahrzunehmen, vor allem durch Sehen, aber auch durch Hören, Riechen, Fühlen und Schmecken. Und durch Denken, das von sich aus schon ein Danken fordert.

Die Dinge so ergreifen heißt nicht einfach sie neutral spiegeln. Die höchste Form von Erkennen heißt Anerkennen; die höchste Form von Begreifen heißt Ergriffenwerden. In der Zustimmung zu Gott und Welt, zu Dasein und Ich führt Sehen zur Kultur des Bewunderns.

Doch kann die Schönheit der geschaffenen Dinge noch einmal gesteigert werden: wenn sie in den Raum des Göttlichen selbst geraten. Das bedeutet, dass sie nicht nur Symbole göttlicher Schöpferkraft sind, sondern Realsymbole werden, wirkliche Träger wirklicher Gottnähe. In diese Nähe können die Dinge tatsächlich im Kult gehoben werden. Die lateinische Sprache unterscheidet das *sacrum* der Welt vom *sanctum* Gottes: Das *sanctum* ist die Steigerung des *sacrum*. Sichtbar wird diese Steigerung in den Sakramenten. An entscheidender Stelle vollzieht der christliche Kult die Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi. Auch andere Materie wird Träger des Geistes: das Wasser, der Hauch und die Auflegung der Hände, das bindende und lösende Wort, das Öl, die eheliche Liebe. Dinge sind immer schon Symbole, nun werden sie Realsymbole: Stoff der Schöpfung wird Stoff der Erlösung, wird Träger der göttlichen Gegenwart. Erlösung geht ein in sinnliche Erfahrung.

Die Ur-Freude: die Liebe

Die wahre Antwort auf das Dasein ist Liebe. Leben wird zum Lieben gedrängt – das zeigt schon die ursprüngliche Verwandtschaft der beiden Wörter. Die griechische Antike kennt eine vierfache Ekstase und vererbt sie dem Christentum: Ekstase bricht ein in der Prophetie, in der Reinigung des Herzens, in der Dichtung (der Gewalt des Wortes) und im Eros. Aber Christus weitet all diese Vorgänge. Vor allem weitet er den Eros zur Agape: Liebe ist nun wirklich hingerissene Hingabe, ohne den versteckten Rest von Selbstsucht. In der Liebe gipfelt der göttliche Einbruch in die Welt. Gerade so wird der Heilige erfahren, gerade so antworten die „Geheilten“.

Eros/Agape ist die Signatur des Schöpfers in der Schöpfung. Dasein, Geliebtsein und Lieben gehören auf das Einfachste zusammen. Dasein ist Ruf zum Mitsein, es wünscht Mitliebende. Dieser geheimnisvolle, aller Zustimmung entzogene Urwille ist das Wasserzeichen der Schöpfung.

Wozu braucht also die Kultur das Christentum? Sie braucht es als Gegenstoß gegen den heutigen Verdruss, gegen die Einsamkeit, gegen die ziellose Zukunft. Sie braucht die Augenöffnung über Geber und Gabe, über das Glück des Lebendigen, über die letzte lösende Ankunft bei Ihm. Es ist auch schon längst bekannt: Selbst wenn man das Christentum leugnet, zehrt man von seiner Kraft, bis auf den Grund zu denken. Man sieht einfach die Folgen, die sein Einschlag gebracht hat. Jacques Prévert bringt es ins Wort: „Eines Tages ist ein sengender Blitz durch uns hindurchgefahren, der hat eine Narbe des Glücks hinterlassen, die kann man niemals auslöschen.“⁹

Erlangen, 22. Juli 2025 *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*

Leuchtspuren

Im Spielraum der Geschlechter: die Männlichkeit Jesu

Fleisch

„Die Melodie dessen, was geschieht, das ist die herrlichste Musik der Welt“, heißt es in einer irischen Erzählung.¹⁰ Und Augustinus formuliert stark wie immer: „Die Schönheit der gesamten Welt ist wie das große Lied eines unnennbaren Sängers.“¹¹ Dazu noch Goethe: „Es ist ein Zeichen von Wahrheitsliebe, die Welt schön zu finden.“

Welche Musik also ist in der Welt zu hören? Was geschieht? Warum ist sie schön?

Das Geschehen, das schönste überhaupt, lautet: Gott hat Fleisch angezogen. Es ist der größte denkbare Einschlag Gottes in die Welt, ein Einschlag wie von einem Meteoriten. Ja, sein Kommen im Fleisch ist größer als die Schöpfung, in der doch alles seinen Anfang nahm. Das kühne Kirchengebet an Weihnachten sagt es rundheraus: „Du hast uns wunderbar erschaffen und *noch wunderbarer erneuert*.“

Der göttliche Sohn im Fleisch ist der Schlüssel zu allem: nach rückwärts bis zur Urgeschichte, nach vorwärts bis zu dem großen, unbekannten, noch ausstehenden Reich Gottes. Dann wird noch einmal Anfang kommen, der dritte und letzte, unüberbietbare. Welche Melodie aber kommt mit dem Fleisch?

Gott hat nicht eine Maske angelegt, sondern einen wirklichen Leib durch seine Mutter erhalten. Er kam nicht auf Zeit oder für wenige Stunden, nicht in Verkleidung, wie die griechischen Götter. Zeus, ein bekanntes

Beispiel, kam als Regen, als Schwan, als Feldherr und verschwand nach kurzfristigen Abenteuern wieder. Aber: Der Sohn Gottes kam einmal und wirklich, von der Empfangnis bis zum Tod, vorbereitet durch eine lange Folge von Geschlechtern, in eine bestimmte Nation, in ein kleines und unbedeutendes Land, am Ende in ein Grab, in dem er allerdings nicht blieb. Nur weil er wirklich einen Leib hatte, konnte er auch wirklich getötet werden. Als er auferstand, tat er das mit seinem Leib.

Verdacht gegen das Fleisch

Nicht wenige religiöse Überlieferungen nähren einen Verdacht gegen „das Fleisch“: angefangen von dem Spruch „Der Leib ist ein Gefängnis“ („Soma sema“), wie ihn die orphische und andere gnostische Traditionen der Antike überliefern. Die indische Lehre vom schönen und leider wesenlosen Schein alles Körperlichen sieht einen bunten Schleier, *maya*, über den Dingen, der ihnen ein Scheinleben verleiht – aber morgen ist er zerfallen und vergangen. Für den historischen Buddha ist dieses Wesenlose die große Täuschung des Daseins. Weil dieses zu sehr an der *maya* hängt, kommt es zur gefürchteten „Wiedergeburt“ der Seele in einer Pflanze, einem Tier, einem Menschen. Nur im achtfachen Pfad der Enthaltung kann die Seele lernen, die Täuschung zu durchschauen und ihre Wurzeln aus dem Scheinleben herauszuziehen. Sind die Lebenstribe einmal zurückgedämmt, dann verweht auch das scheinbare Ich, das sich an den sterblichen Körper gehängt hat, dann verweht die *maya*.

Allerdings: Diese Abwehr des Fleisches hat ein Fundament in der Sache. Es ist Erfahrung: Alles, was körperlich ist, ist vergänglich, endlich, unvollkommen. Aber wir sind die einzigen Lebewesen, die darum wissen – und das

bedeutet: die davon im Innersten berührt und verstört sind. Als der dänische Philosoph Sören Kierkegaard diese Tiefen freilegte, fand er am Boden des Daseins die Angst. Niemand ist Herr seines Lebens: weder am Anfang noch am Ende, weder über die Herkunft noch über die Zukunft. Wir sind nicht einmal Herren im eigenen Leibe, wie Sigmund Freud klarmachte, sondern unbewusste Beute unserer Triebwelt, und sie ist schwer zu beaufsichtigen, sie ist sogar höchst fragwürdig dem Tierischen nahe. „In die freie Höhe willst du, nach Sternen dürstet deine Seele. Aber auch deine schlimmen Triebe dürsten nach Freiheit. Deine wilden Hunde wollen in die Freiheit, sie bellen vor Lust in ihrem Keller, wenn dein Geist alle Gefängnisse zu lösen trachtet.“¹² Auch das „Natürliche“ ist brüchig, von einem eigenartigen Makel durchsetzt. „Nichts ist unnatürlicher als die Natur“, um noch einmal Nietzsche zu zitieren, der die Wahrheiten des Christentums jagte und dabei nicht selten einholte. Das immer neue Ärgernis lautet: Das Ganze unseres Daseins ist tief irritiert. Diese durchgängige Verstörung gilt nicht weniger für die Sexualität: „(...) denn sein Geist lag mit seiner Lust im Widerstreit, und er löste sich aus keiner Hierodule Armen, ohne sein Haupt in Scham zu bergen (...)“¹³, sagt Thomas Mann von Juda, dem Sohn Jakobs. Wie das Barock unübertrefflich grob formulierte: „Humus fumus sumus.“ – „Dreck und Rauch sind wir.“

Oder weniger abfällig: Der Mensch ist ein „kentaurisches Wesen“ aus Pferdeleib und Menschenkopf: ein „Tier mit dem göttlichen Funken in sich“ und dem unentwegten „Streit des Tierischen und des Göttlichen“¹⁴ ausgesetzt. Verwundbarkeit gehört zu den menschlichen Grunderfahrungen. Im Nibelungen-Epos badet Jung-Siegfried in Drachenblut und ist seitdem am ganzen Leib gestählt, doch fällt während des Bades ein Lindenblatt zwischen seine Schulterblätter. Genau dorthin fliegt spä-

ter der tödliche Pfeil. „Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht“, sagt Georg Büchner im *Woyzeck*.¹⁵

Die andere Seite

Doch hält diese abschätzigste Betrachtung des Fleisches vor der Bibel nicht stand. Sie gibt noch eine andere Sicht. Aller Stoff ist ja durch Gott geschaffen, und noch mehr: Der Schöpfer prägt „am sechsten Tag“ sein unsichtbares Antlitz sichtbar auf den Menschen (Gen 1,28). Seitdem können menschliche Leibvorgänge im Hebräischen unbefangen zum Spiegel göttlichen Tuns werden. Nur ein Beispiel: Gottes Erbarmen, *rachamim*, entspringt aus seinem Mutterschoß, *rachem*.

Das Neue Testament setzt mit dem Donnerschlag der Fleischwerdung des göttlichen Sohnes ein; ebenso steht am Ende ein zweiter Donnerschlag: sein grausamer Tod. Schon früh behauptete eine Irrlehre, Jesus könne keinen Leib haben, denn Gott dürfe und könne nicht sterben. Vielmehr sei er in einer *doxa*, einem Scheinleib, aufgetreten und keineswegs wirklich am Kreuz gestorben. Diese Spur führt bis in den Koran, wo angeblich „ein anderer“ anstelle Jesu gekreuzigt wird, während dieser selbst sich verborgen habe. Es zählt zu den großen gedanklichen Leistungen der frühen Kirche, dass dieser Leibferne widersprochen wurde. Nicht Vergeistigung, sondern „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes“¹⁶, formulierte der schwäbische Pietist Friedrich Christoph Oetinger.

Denn das „Fleisch“ steht zwar in allen Kulturen für Vergänglichkeit und Verwesung, aber es wird durch den gottmenschlichen Sohn zum „leidenthobenen Leib“ gewandelt.¹⁷ Noch in der Auferstehung behielt Jesus alle Wunden der Folterung an seinem verklärten Leib. Das

ist das unübertreffliche Zeugnis für die identische Bewahrung und Verklärung alles irdisch Gebrochenen, Verletzten und Getöteten.

Der Mann Jesus

Und nun: Im Fleisch ist Gott Mann geworden. Beim deutschen Synodalen Weg – und nicht nur dort – wurde dies als zweitrangige Aussage gewertet. Was soll das Mannsein Jesu für die Heilsgeschichte leisten? Würde er nicht heute ebenso gut, ja sogar sicher als Frau erscheinen? So auch aus bischöflichem Mund.¹⁸

Basilius der Große hätte wohl geantwortet: „Was sollen wir denn zu einer so attischen Zunge sagen? Doch nur bekennen, ein Schüler von Fischern zu sein, und das gerne.“ „Attisch“ meint hier „griechisch“: den von sich überzeugten, selbstherrlichen Verstand. Und was meint „Fischer“? Umgekehrt zum Hochmut des Denkens das Vertrauen auf das Tatsächliche, auf die Hartnäckigkeit des Faktischen. Und das ist nicht naiv. Vertrauen schließt Zustimmung ein: zu einem bestimmten, in sich stehenden, verlässlichen Dasein, einem Dasein in bewährten Grenzen. Was keine Grenze hat, besitzt sich selbst nicht. Es zerfällt, verschwimmt, entgleitet. Das Judesein Jesu ist schon Grenze, ebenso seine kurze Lebenszeit, sein Aufwachsen in Galiläa (und nicht in den Hauptstädten Jerusalem oder gar Rom) – all das zeigt eine erstaunliche Festlegung, sogar Einschränkung. Auch die Männlichkeit Jesu, sein Eintritt in die polar gebaute Schöpfung ist Eintritt in Grenze: in eine polare Ordnung der Geschlechter, die er selbst „im Anfang“, *in principio*, gebaut hat. Die Zweipoligkeit der Geschlechter ist spannend und fruchtbar, lebendig und Leben schaffend, sie bewirkt die nächste Generation.

